

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen

8) eines Kommunkämpfers.

Von Henry Brissac.

„Wie, Ärzte sind sie auch?“

„Gewiß. Oder es beliebt ihnen, sie für gesund auszugeben und sie müssen vor den Schranken des Gerichts stehen, bis sie sich in die andere Welt hinüberstellen. — Ich habe in der Ambulanz einen Unglücklichen gesehen, der sich bei der Arbeit das Bein gebrochen hatte. Er hat sich selbst auf seine Weise besorgt, indem er auf ein Boot wartete, daß ihn nach der Insel Nou brachte. Einige Zeit nach seiner Ankunft mußte er sich einer Amputation unterziehen. Die Schuld hierfür ist nicht den Aufsehern anzurechnen, aber es giebt ein ungefähres Bild von der Lage der Sträflinge, die im Dicksicht Zuflucht gesucht haben und dort verunglückt sind. Es giebt Viele, die sogar zu fliehen versuchen, ohne daß sie von vornherein die geringste Hoffnung haben. Wenn möglich, ergeben sie sich gleich dem nächsten Gendarmereiposten und ziehen der Hölle, die sie erwartet, die vierte Klasse und selbst die doppelte Kette vor.“

Die Deffnung der Gitterthür machte dieser Erzählung ein Ende. Es war der Zeitpunkt gekommen, wo es galt, sich für vier Stunden auf eine Schicht Geröll hinzufauern. Diesmal blieb mein Brechhammer keinen Augenblick unthätig; ich wußte mich überwacht und beobachtet. Als sich das Gitter nach gethauer Arbeit wieder geschlossen hatte, nahmen wir unsere Unterhaltung wieder auf.

„Haben Sie mir,“ sagte ich, „nicht von einem Verurtheilten erzählt, der mehrere hundert Peitschenhiebe wegen Fluchtversuche erhalten hat?“

„Ja, er ist in unserem Hause, sogar in unserer Abtheilung, sehen Sie sich einmal den in der Ecke zur Linken an.“

„Was hatte dieser Unglückliche für einen Beruf, bevor er ins Gefängniß gesperrt wurde?“

Mein Freund lachte: „Er war immer eingesperrt. Er hat die fixe Idee des Diebstahls. Man könnte ihm eine noch so hohe Rente geben, er würde trotz alledem weiter stehlen. Alle seine Fluchtversuche haben nur das eine Motiv, zu stehlen. Er hofft immer einen guten „Schlag“ zu machen.“

„Und sein Nachbar?“

„Ein alter Schmuggler. Sie errathen, daß er einen Zollbeamten getödtet hat. Er hegte eigenthümliche Ansichten über den Freihandel unter den Völkern. „Wenn man alle Zollbeamten erschießt, so werden die Zollbeamten unmöglich,“ hat er einmal zu mir gesagt. Diese Logik drückte ihn unansehnlich. Ich hatte ihm entgegengehalten, daß bei gleichem Grundsatz und Verfahren andererseits auch alle Schmuggler ausgerottet werden würden. Er war betroffen: daran hatte er nie gedacht! Jetzt ging alles mir in seinem Kopf durcheinander: Vertilgung der Zollbeamten, die behauptete er steif und fest, verworfene Verbrecher seien, und Erhaltung der Schmuggler, die, versicherte er gleichfalls, die ehrlichsten Leute von der Welt sind. Ich habe den Zweifel in diese Seele geworfen!“

„Und der dritte?“

„Ein Korse. Sie verstehen sofort, daß sich's da abermals um einen Schuß handelt. Seine Ehre bestand, wie es scheint, darin, den letzten, ihm persönlich ganz unbekanntem Ablömmeling einer mit der seinigen seit hundert Jahren verfeindeten Familie zu ermorden.“ Ich habe vom Schutze der Geseze mit ihm gesprochen. Er hat mir wild zur Antwort gegeben, daß die Geseze für die Feigen und für die Advokaten gemacht sind. Viele halten ihn für einen Helden und wahren Repräsentanten der Zivilisation. Es ist hauptsächlich die Furcht vor seinem Messer, wodurch diese Bewunderung unterhalten wird.“

„Und der vierte?“

„Traurig. Abermals ein Flintenschuß. Ein Lasse von sechzehn Jahren, der gerade vom Gymnasium kommt, verliebt sich in eine Schlumpe und tödtet seinen vermeintlichen Nebenbuhler, der — sein Vater ist.“

„Hat er wenigstens das Bewußtsein seiner Missethat?“

„Ich weiß es nicht. Er ist durch alle Laster des Bagno völlig verthiert.“

„Und der fünfte?“

„Er machte in Kirchen. Er rühmt sich, Freidenker auf seine Art zu sein. Alles, was er und sein „Geschäftsassocié“, der zu seiner Linken, nächstlicherweile in den Kirchen stehlen konnten, haben sie zur Befriedigung ihres Wunsches nach süppigem Wohlleben ohne zu arbeiten verwendet.“

„Der siebente?“

„B . . . de la Maube:“ machte in jungem Weiberfleisch. Ich kann ein wenig Kunst sprechen, nicht wahr? Aber er hatte einen Rivalen, einen andern Macher in jungem Weiberfleisch und sein Stolz war geknickt. Die Welt war zu eng für zwei solche Geister: einer erdolchte den andern.

„Und so ist die Gesellschaft beide losgeworden?“

„Aber wenn Sie wüßten, wie ihn die Frauen beweinen! Er sagt's ja selbst! Er versichert, unwiderstehlich gewesen zu sein mit seinem vornehmen Gesicht —.“

„Scheußlich!“

„O, unterbrechen Sie mich nicht! — Mit seiner gewählten Sprache, mit seiner Weste mit Steiftragen und Sammtaufschlägen. Sie waren alle geschmeichelt, denn er hatte zum Verwechseln das Wesen eines Mylord, das heißt er ist es, der so sagt. Im übrigen ist er intelligent, verschlagen, grausam.“

„Der achte?“

„Bastien de la Bilette. Ordinär, einfach ein wildes Thier. Er hat glatt gearbeitet. Er ist ein warmer Anhänger einer originellen Theorie, daß nämlich die Diebe und Mörder viel mehr werth sind, als die Produzenten, weil sie muthiger und geschickter sind und weil ihr Gewerbe viel mehr Leute in Nahrung setzt, nämlich Gendarmen, Richter, Advokaten u. s. w.“

„Der neunte?“

„Ein Stahlstecher von verkanntem Genie. Fabrizirte Banknoten, ohne dazu die Ermächtigung der Bank von Frankreich erhalten zu haben.“

„Der zehnte?“

„Haben Sie noch nicht genug? Die reine Gerichtszeitungs-Lektüre das!“

„Berichte über eine Menagerie lesen und in ihr selbst leben ist nicht dasselbe: es ist gut, daß ich meine Kameraden kennen lerne. Fahren Sie fort!“

„Der zehnte hat mit 18 Jahren ein Haus angezündet, das ihm und seiner Mutter gehörte. Das Feuer hat noch ein anderes Haus ergriffen, und zwei Personen sind verbrannt. Der Brandstifter wollte sich an seiner Mutter rächen, die das Haus zum Verkauf gestellt hatte. Sein Eigenthum aus Rache zu verbrennen, schien ihm hinreichend. Sein Advokat hat, um ihn zu retten, auf Verrücktheit plädirte. Ging er viel irre?“

„Der elfte?“

„Ein alter verschrumpfter Bauer. Eines Tages befand er sich, eine Hacke in der Hand haltend, gerade hinter seiner Frau, seiner Lebensgefährtin seit 30 Jahren. Die Hacke machte eine Bewegung nach abwärts und spaltete den Kopf der sitzenden Frau. Er weiß nicht wie, er weiß nicht warum. Er und seine Frau hatten gegenseitig ihre Güter dem Ueberlebenden geschenkt. Die etwas hellsehenden Geschworenen entdeckten darin die Ursache, die zu ergründen er sich vergebens bemühte.“

„Der zwölfte.“

„Sie wollen also durchaus? Es ist freilich wahr, daß wir noch nicht einmal mit der Hälfte durch sind. Der zwölfte also hat in grauenhafter Weise ein Mädchen von 25 Jahren geschändet. Er glaubt fest, daß er das Recht dazu hatte, weil sie großjährig war. Auf alle Fälle glaubt er, daß seine Jury bestochen war, und er hat den Frauen einen unauslöschlichen Haß geweiht. Dieser Haß zeichnet Verbrecher seiner Kategorie aus. Wenn ich diese Unschuldigen reden höre, so möchte ich immer glauben, daß sie selbst vergewaltigt worden sind und fühle nicht übel Lust, diese abscheulichen Frauen zu verurtheilen, die, in Folge ihrer überlegenen Körperkraft, diese Männer ins Verderben gestürzt haben.“

„Der dreizehnte?“

„Eine Berühmtheit; der Giftmischer von Marseille, wie er genannt wird. Sie haben doch von Joye gehört?“

*) Blutrache, besonders auf Korsika üblich.

„Ich erinnere mich dunkel der Sache; jedenfalls ist mir der Name bekannt. Wollen Sie mich Herrn Jozze vorstellen?“

Jch war aufgestanden, ging zu dieser bemerkenswerthen Persönlichkeit hin und wir tauchten unsere Begrüßungen aus. Er fühlte sich geschmeichelt und machte kein Hehl daraus. Jch betrachtete sein pergamentartig vertrocknetes Gesicht, das von zahlreichen tiefen Runzeln bedeckt war, die konzentrisch um zwei schlaue Augen liefen, und seinen riesigen zahnlosen Mund, um den ein zweideutiges Lächeln spielte.

Seine Beschäftigung war die eines Dorfzauberers; „Kräuter sammeln“ war nur ein Aushängeschild. Er lachte weiblich über die Dummheit der Bauern, welche an seine Amulette, magischen Kreise und Zaubersprüche geglaubt hatten. Er stand, daß er Abtreibung der Leibesfrucht praktiziert habe, um den Frauen gefällig zu sein, die sich ihrer schweren Bürde entledigen wollten. Aber er leugnete formell, jemals jemand vergiftet zu haben. Er beklagte sich lebhaft über die „Journalisten“, die zu seiner Verurteilung beigetragen hätten.

„Uebrigens war er gegen mich sehr höflich und nannte mich nur „Monsieur“; so höflich, daß eine Stimme murrend dagegen protestirte:

„Bist bald fertig mit Deinen Fragen? Hier giebt's keinen „Monsieur“, hier giebt's nur Jagzirs (Galeriensträflinge).“

Der so sprach, war sein Rettungsfahrte, d. h. derjenige, der mit ihm durch eine Kette zu einem Paar zusammengehörte. Und er gab der Kette, an der sein stamfischer Zwillingbruder Jozze war, einen heftigen Ruck und zog diesen in den Hintergrund.

Mitten in der Nacht wurde ich durch das Knarren der langsam geöffneten Gitterthür aufgeweckt. Jch erkannte einen Wärter und einen Zuchtmeister, der eine Laterne trug. Der letztere beleuchtete der Reihe nach mehrere Sträflinge, und der Wärter blieb vor ihnen stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Feste, die die Schaubegier gefeiert hat, sind nun vorüber. Unbehindert dürfen die Leute aus dem Süden wieder nach dem Norden gehen. Ruhig darf man den Straßenzug Unter den Linden überschreiten.

Die pomphaste Ausschmückung der Triumphstraße konnte man noch etliche Tage nach den Festlichkeiten in Gemüthsruhe bewundern. Wenn man sonst keinen hohen Maßstab an solche dekorative Gelegenheitsstücke legt, eines war diesmal ganz besonders auffällig: die Großprahlerei auf Kosten einfacher Schönheit. Nicht einmal vor dem Brandenburger Thor hatte die Sucht, mit übergoldeten Plüsch zu glänzen, Halt gemacht. Auch die gediegene Monument bekam eine grell schreiende Verkleidung. Das zeugt nicht von ausgebildetem Geschmack, eher vielmehr von einer Großmannsucht, die nicht kann, wie sie gern möchte; darum ist sie mit solchem Eifer bemüht, zu blinden.

Für das alte Berlin war eine gewisse Kargheit im Lebensluzus und im Schmuck sprichwörtlich geworden. Das „imperialistische, neue Berlin“, wie berauschter Lokalpatriotismus die Stadt zu nennen beginnt, möchte gerne ins Gegentheil umschlagen. Es giebt auch lokalpatriotische Byzantiner; und diese Schmeichler haben dem Bürgerthum einzureden begonnen, das stolze, das kaiserliche Berlin sei berufen, auch äußerlich eine Großerntrolle unter den Weltstädten zu spielen.

Raum ist das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Schlossfreiheit aufgestellt, so heißt es schon, das ist nur ein Wegstein mehr in der baulichen Entwicklung Berlins. Ein augusteisches Zeitalter sei eingeleitet; auf halbem Wege dürfe man nicht stehen bleiben. Das ist eine merkwürdige Erinnerung, die im Berlin der Gegenwart an die römische Cäsarenzeit anknüpft. Für die Architektur des modernen Berlins sind vielleicht die neuen Geschäfts- und Kaufhäuser am bezeichnendsten, wie sie das zentralisirte Kapital aufbaut; mit ihren Eisenkonstruktionen, mit ihren Massenlagern, mit ihren Riesenschauensfern. Was soll der Traum von einem augusteischen Zeitalter? Dem caesarijischen Machtwillen stand damals die römische Weltherrschaft zu gebote. Rom war die „Urbs“, die „Stadt“, schlechtweg geworden, die eine Weltstadt, der ein kolossales Gebiet dienstpflichtig blieb. Hier durften sich Wollen und Können bis zu hohem Grade decken. Auf heutigem Berlinischen Boden ähnliches verlangen, hieße ins Reich hohler Phantastik sich verirren. Die römischen Auguste brauchten den machtvollen Pomp: sie stakelten die Schaulust der eigenen Leute an, so daß die vergaßen, daß sie insgesammt nur ein Schemel für den augusteischen Ruhm geworden; und auch auf Fernwirkung hin gegenüber den eroberten, halbivilisirten Völkern war ihr Thun gerichtet. Jedenfalls wußten sie materielle und geistige Mittel herbeizuschaffen. Ihre Art war keine Maskerade. In die Gefahr aufgeblasener Künstlichkeit und dekorativen Scheinwesens lämen diejenigen, die aus spröder Erde augusteischen Prunk stampfen wollten. Wir haben der Renommage

genug im öffentlichen Leben. Wozu sie noch ins Bereich der Kunstpflege verpflanzen?

Wer unbesungen an das Begas'sche Wilhelms-Monument, die jüngste künstlerische Bereicherung Berlins herangeht, der wird hier schon erkennen, wo im einzelnen die Renommage vorleuchtet. Wenn die Räumungsarbeiten um das Denkmal herum erst vollendet sind, wird man einen ruhigen Standpunkt zum Vergleich zwischen der Denkmalsanlage und ihrer Umgebung gewinnen. Auf das Festere gewerbemäßiger Enthusiasmen, die alle Bedenken von ehemals als lächerliche Irthümer bezeichnen, ist nichts zu geben. Das Mißverhältniß zwischen der Monumentalität der Westfront des Schlosses mit dem Gosander'schen Portal und dem Wilhelmsdenkmal ist nicht so erdrückend, als man annehmen konnte. Die Denkmalsanlage, weitaus die größte in Berlin, behauptet doch bis zu einem gewissen Grade ihre Selbständigkeit. Zwanzig Meter hoch von der Sohle erhebt sich das Reiterstandbild. Vielleicht hat die wichtige Gliederung der nahen Schloßfront dazu beigetragen, das Standbild mit Roß und Reiter verhältnißmäßig schlanke aufragend erscheinen zu lassen. Das Ausschreiten des Pferdes verrieth nahezu kostbare Grazie. Das Denkmal in seiner Grundstimmung strebt überhaupt nicht nach der strengen, ernsten Bescheidenheit der Natur. Allegorischer Glanz, Frauengestalten von malerischem Reiz sollen künstlerische Beweglichkeit hervorrufen. Schlichte, monumentale Würde ist nicht das Kennwort für die Anlage; und höchst markant ist es, daß das trefflichste an ihr in einer Einzelheit gelungen ist, in der Mädchengestalt von ergreifender Lieblichkeit, die den Reiter geleitet. Hier brauchte Begas nicht über seine Kraft hinaus. Hier war er Herr auf eigenem Gebiet. Ungezwungen waltete hier seine Phantasie. Freilich könnte man die Gestalt vom Gesamtdenkmal loslösen; sie ist nicht Wesentliches; und über die allegorischen Beziehungen der Figur zu dem idealisirten Reiter zerbrechen sich die Gelehrten ihre Köpfe. Ist es der Genius, von dem der demüthige Monarch sich leiten ließ? Dem widerspräche dann wieder die aufgeputzte, ins schönfärberische gerathene Haltung des Reiters. Fast scheint es, als hätte Begas diese reizvolle Mädchengestalt absichtslos geschaffen, als wollte er sich für manche Gebundenheit, zu der er gezwungen war, hier schadlos halten.

Manmüßig geht so auf dem Denkmal, das vor allem nicht den Eindruck der straffen Einheitlichkeit, wie das Kurfürsten- oder das Friedrichdenkmal macht, Gesuchtes neben Freierformen einher. Pomphaster, weiter ausladend, will das neue Denkmal erscheinen; imponirender in ihrer konzentrierten Kraft sind die Denkmäler Friedrichs II. und des Kurfürsten, weil Wollen und Können sich deutlicher decken. Mit schuldig an diesem Ergebnis ist vielleicht die Hast, mit der an einer so umfassenden Anlage gebaut werden mußte. Manches mußte Begas anderen Mitarbeitern zur Ausführung überlassen; die natürlich betonten ihre künstlerischen Merkmale, und so wurde die innere Geschlossenheit des Kunstwerks mehrfach durchbrochen. Neben den Reliefs von Krieg und Frieden auf den Seitenflächen des Postaments und neben den Viktorien, die im Grunde wieder auf alte, idealistisch-allegorische Schablone auslaufen, finden sich die vier Löwengestalten von naturalistischer Schärfe. Sie sind durch Meisterschüler von Begas mit wahren Behagen, das bis an die Grenze von Kraftmeierei reicht, ausgeführt. Sie sind das Leidenschaftlich-Aggressive an dem Denkmal; und wie sie so da taumeln über Waffen und Trophäen und aufsprühen und fauchen, so macht das wohl den Eindruck, den ein Beobachter empfangt: Tritt dem Denkmal nicht zu nahe!

Das Bedenklichste an der ganzen Anlage ist der Hinterbau, der die Rückendeckung des Reiterstandbildes schaffen soll. Hier äußert sich die Renommage schon recht fühlbar, die zu blinden sucht, weil die Mittel zum Bediegnen nicht ausreichen. Es ist wie bei vielen Wirtschaften: die Schauräume prunkend, elegant, die Hinterstüben mit Schreinglanz und schloddrig ausgeschmückt. Das paßt niemals zu streng künstlerischem Grundsatz. Dem Barock-Charakter der Umgebung will sich die Sandsteinhalle mit ihren jonischen Säulen anschmiegen. Mit allerhand allegorischem Beiwerk wird sie „aufgedonnert“. Wiederum die alten Säckelchen, Zeus und die Genien, die zu dem modernen Menschen nicht mehr unmittelbar sprechen können. Todte Embleme und Nothbehelfe für die Phantasie derer, die für neue Aufgaben nicht neuen Ausdruck finden können. So sehr sich diese Sandsteinhalle nun recken möchte, sie ist doch nur eine Art von dürftiger Verkleidung, von spanischer Wand. Sie macht den wenig heimlichen Platz nicht lauschiger; sie gewährt dem Blick keinen steten Ruhepunkt; hoch über sie strebt das Bild des Reiters empor, und durch die freien Räume zwischen den Säulen kann das Auge weiter schweifen.

Darum wohl wird die Phrase von der augusteischen Epoche in die Menge geworfen. Schon heißt es, Schinkel's Bauakademie, dies prächtige Zeugniß echter künstlerischer Harmonie, solle abgebrochen werden, um mehr Freiheit zu schaffen. Man möchte mit schimmernden Bauplänen vorrücken. Das imperialistische Berlin soll seinen strahlenden Mittelpunkt haben. Bleibt nur eines zu gewinnen: Das äußere wie das innere Vermögen. Wenn sich die Herrschaften sonst auf ellenhohe Socken stellen, es wird nichts daraus. Kunst kommt vom „Können“, nicht von der Begehrlichkeit. Alpha.

Ein „Bauer“.*)

Von Olga Kobylanska.

— — — Jedesmal, wenn ich Regimentsmusik höre, taucht eine Erinnerung aus jungen Tagen in meiner Seele auf. Es war in einer großen Stadt, im Monate August und gegen die Mittagszeit. Ich befand mich in Gesellschaft polnischer, vornehmer Frauen und besah einige der mir von ihnen vorgelegten schönen Handarbeiten. Es waren dies auf dunklem Sammt kunstvoll gestickte Blumenguirlanden, Bouquets und Arabesken. Ich ironisirte sie ein wenig und sie zogen mich auf. Eine von ihnen — Panna (Fräulein) Wanda (sie hatte seine, gepflegte Hände, wie die Deutschen sagen „durchgefeigte Hände“) —, die besonders viel von Bildung und von Gefühlleben sprach, stand mit mir auf immerwährendem Kriegsfuße und nannte mich scherzweise „Heine“. Bis heute weiß ich nicht, was mich eigentlich je bewogen hatte, mit ihr so viel Zeit zu verlieren. . . .

Unter Lachen und Scherzen vernahmen wir plötzlich etwas wie Regimentsmusik. Panna Wanda flog zur Glaschüre, die unter schweren Peluchedraperien verborgen war und zum Balkon führte, und wir traten alle Drei auf den Balkon und sahen mit fröhlicher Neugier nach unten.

Aus einer weiten Seitenstraße ergoß sich unter taktmäßigen Musikklängen eine dunkle, gleichmäßig auftretende, langgestreckte Menschenmasse — das Militär. Die für gewöhnlich indigoblauen Uniformen und Bloufen schienen grau. Die sonnverbrannten, vor Müdigkeit und Hunger dunkel gewordenen Gesichter der Leute kamen mir geradezu braun vor.

Der Schritt dieser Masse — einformig, wuchtig, mechanisch — wie charakteristisch ist er doch und wie schwer zu vergessen! — Nein, das waren jetzt nicht Menschen. Das war ein mathematisch zusammengesetzter Mechanismus, dessen Seele der Takt der Musik war, der allein dieses ganze Werk der Kunst und des Zwanges leitete und vorwärts trieb.

Ein einziges Rad der Maschine, in der letzten Reihe einer Abtheilung, verfehlte seinen Zweck. Der Mann war schwächer und kleiner als die neben ihm schreitenden Kameraden und konnte nicht mit ihnen Schritt halten. Er blieb stets um einen Schritt zurück und hinkte. Meine Blicke haften starr auf seinen plumpen, dicken vor Trockenheit gerötheten Lederstiefeln und ich stellte mir auf seinem Fuße eine tiefe Wunde vor. Diese Vorstellung rief in mir eine Menge unliebsamer Erinnerungen aus dem Militärleben wach. Ich dachte an alle Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten des Dienstes, an das brutale Benehmen mancher Vorgesetzten; ich gedachte der Leiden des einfachen, an Freiheit gewöhnten Landmannes, — an seinen Schmerz und seine Sehnsucht nach seiner stillen Welt, und ich empfand plötzlich Interesse für das Antlitz des untauglichen Soldaten. In diesen Jügen mußte sich irgend etwas ausdrücken, eine Art Leid, Stumpfheit, oder aber vielleicht stummer Trotz? Allein die Sonne brannte so glühend heiß hernieder, daß ich die Augen unwillkürlich für einen Moment schließen mußte. Dann, sie mit der Hand beschattend, sah ich bloß, wie der Soldat den wehen Fuß mühsam nachschleppte.

„Welch' ein schönes Bild!“ rief die neben mir stehende Polin enthusiastisch. „Ach, Wanda, hort an der Spitze der letzten Abtheilung der Offizier mit dem gezückten Säbel, siehst Du ihn? Ach, so sollten alle unseren jungen Leute gegen unseren Feind marschiren — ach!“

„Ich sehe, Jadwiga. Aber bemerkst Du nicht? Das ganze Bild wird entstellt durch den in der letzten Reihe hinkenden Cham**). Das Blut stieg mir zu Kopfe und ich sah zu ihnen auf. Auf ihren schönen, frischen Lippen spielte noch ein verächtliches Lächeln, und die Augen Panna Wanda's — große, schimmernde Sterne — blickten kühl nach unten.

In meinen Händen befand sich noch das Buch „Konrad Wallenrod“***) das ich in der Eile auf den Balkon mitgenommen hatte. In einer mir selbst unerklärlichen plötzlichen Erregung schleuderte ich das Buch den Frauen vor die Füße und wendete mich, höhnisch lächelnd, mit einer Verbeugung zur Thüre.

Frau Jadwiga hielt mich mit einer vornehmen Handbewegung zurück.

„Ich weiß nicht, welcher Art die Empfindung war, der Sie sich in diesem Momente hingegeben haben, mein Herr!“ sprach sie langsam, „allein wie konnten Sie vergessen, daß Sie sich in unserer Gesellschaft befinden?“

„In weissen Gesellschaft?“ fragte ich.

„In Gesellschaft von Polinnen! Vergessen Sie das nicht ein zweites Mal!“

Ich hatte nur eine ironische Verbeugung zur Antwort und ging. Aber niemals, auch bis zu meinem Tode nicht, werde ich den Ton der Stimme vergessen, in dem mir die folgenden Worte nachklangen:

„Er ist ein Bauer, Jadwiga . . .“

„Ein Ruthene, Wanda!“

Kleines Feuilleton.

— Was Kriege kosten. Der amerikanische Sezessionskrieg 1861—65 kostete am Lande die Summe von

zehn Milliarden Dollars (40 000 000 000 M.) und 803 000 Mann Nordamerika verlor dabei 303 000 Soldaten, während Südamerika 500 000 Menschen einbüßte. Der deutsch-französische Krieg kostete der französischen Nation die Summe von 6 320 000 000 Mark, nebst einer Kriegsschädigung von fünf Milliarden Francs. Frankreich verlor dabei 290 000 Mann, davon bei Gravelotte allein 13 328 Soldaten. Von den Deutschen fielen bei Gravelotte 4900 Mann. Diese Menschenverluste gehören mit zu den größten, welche seit 1850 durch Kriege verursacht wurden. Den Krimkrieg 1854/55 bezahlte England mit rund einer Milliarde, vier Millionen M. und 750 000 Mann. 12 pCt. starben im Felde, 88 pCt. in den Spitälern. Im französisch-italienischen Kriege, im Jahre 1859, fielen 43 000, im österreichisch-preussischen Feldzuge von 1866 40 000 Mann. Der Indianer-Kussland im Jahre 1857 und der chinesische Krieg drei Jahre später verschlangen 52 000 Mann. Die Serie der englischen Kriege in Afghanistan 1878/80; im Zululande 1879; in Transvaal 1881; Egypten 1882; Sudan 1885 und Birma 1885 kostete 60 000 Tote. Der chinesisch-japanische Krieg 1894 forderte 25 000 Opfer. Dazu kommen noch die ungezählten Toten unter den Nichtkombattanten. Ein in der Türkei lebender amerikanischer Missionar, Dr. Cyrus Hamlin, erzählt, daß nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877 aus einem einzigen türkischen Fluße über 1000 Leichen ermordeter Kinder herausgefischt wurden. Endlich darf man auch die gefallenen Thiere, Pferde, Mulus und Kameele nicht vergessen. Die britische Armee verlor in dem einzigen Kriege im Sudan, 1885, 4000 Kameele, die — wie Augenzeugen erzählen — sich schon sterbend auf den Knien oft noch durch der Wüstenand hin zu den Eingeborenen schlepten. —

— Der Thee und seine Namen. Die auf den Theekisten eingebrannten Namen der verschiedenen Sorten chinesischen Thees — die Theebrände — dürften nach ihrer Bedeutung nur wenig bekannt sein. Diese Namen besagen nun folgendes: Da haben wir zuerst die feinste Sorte, den Pocco; die Bedeutung dieses Wortes ist weißes Haar, und man versteht darunter die Fäden zarter Mälder. Ferner bedeutet Souchong: kleine Pflanze, Powchong: gefälltes Gewächs und Congo: Arbeit; letztgenannte Bezeichnung soll die Mühe andeuten, welche die Bereitung der betreffenden Sorterfordert. Twankay ist eigentlich der Name eines kleinen Flusses, in dessen Bereich die so benannte Sorte gesamt wird. Bohea heißt eine Theesorte nach dem Gebirge, wo sie gesammelt wird. Haysan endlich bedeutet: vor der Regenzeit oder blühender Frühling, das heißt zeitig im Frühjahr. Die Bezeichnung Haysanskin ist halb chinesisch, halb englisch; die rein englische Bezeichnung ist teaskine (Theebäume), weil der betreffende Thee aus dem Ausflusse verschiedener Sorten zusammengesetzt ist. Eine noch schlechtere Sorte, bei der sich viele Stengel finden, heißt teabones (Theeknochen). —

Theater.

Man war in Deutschland stets sehr geschäftig, fremde Bühnenerwerke auf das deutsche Theater zu verpflanzen. Jetzt thut man es mitunter mit affenartiger Geschwindigkeit. Ein dänischer Journalist in Kopenhagen, Edgar Hoyer, hat vor nicht langer Zeit eine Komödie „Kinder der Bühne“ geschrieben. Am Freitag schon lernten wir die ziemlich belanglose Arbeit im „Berliner Theater“ kennen. Es ist eine richtige Journalisten- und Schauspielerkomödie, ohne Tiefe und in ihren Motiven aus allen Längst vertraut. Was in ihr vorgeht, kann in jeder deutschen Mittelstadt, wo Schauspielerkult getrieben wird, passiren. Die Tochter eines Materialwaarenhändlers hat einen jungen Schauspieler geheirathet. Er wird die Zigeunerei nicht völlig los; sie wird durch ihren Gatten und die Schauspielerstippe in ihrem korrekten Sinn verkehrt. So kommt es zu einem vorübergehenden Bruch, bis die Frau begreift, der Künstler brauche eine gewisse Ungeborgenheit zu seinem Leben. Viel Schnidschnad wird in wichtiguerischer Ueberhebung über die Schauspielererei gesprochen; daneben ist mancher Zug aus der schauspielernden Zigeunerei hübsch und treffend beobachtet. Hier gerade war die Darstellung der Herren Formes, Schindler und Frandsen, der Damen Carry, Dröschler und Firlle deutlicher und derber, als nöthig. Bei größerer Zurückhaltung hätten sie freilich auf ihr Publikum, das der Uebertreibung eben hold ist, nicht gewirkt.

Biologisches.

— Was ist Gährung? Eine Entdeckung von weittragender Bedeutung für das Gesamtgebiet der biologischen Wissenschaften ist, wie der „Börsen-Courier“ mittheilt, von Prof. Dr. Hans und Dr. Eduard Buchner in München gemacht worden. Wenn diese Entdeckung sich bewährt, dann ist die Lehre von der Gährung, bisher eine der festesten Grundlagen der modernen Biologie, vollkommen über den Haufen geworfen. Vor mehr als dreißig Jahren hat diese Lehre Pasteur mit dem Nachweis begründet, daß alle Gährungen nur die Lebenserscheinungen niederer Organismen, pflanzlicher Zellen sind, so namentlich die alkoholische Gährung eine Wirkung der Hefezellen ist. Seitdem spielte die Lebensthätigkeit der Zellen eine maßgebende Rolle in der Erklärung aller biologischen Erscheinungen, aus dem Studium ihrer Formen ging die Bakteriologie hervor. Jetzt wird nun plötzlich dieser ganzen Lehre der Boden unter den Füßen fortgezogen.

Die beiden genannten Münchener Forscher haben die That

*) Aus „Neue Revue“ (Wien).

**) Cham: verächtlicher polnischer Ausdruck für „Bauer“.

***) Eine Dichtung von Mickiewicz.

sache ermittelt, daß Zellenast von niederen Pilzen, insbesondere Hefezellen, welcher durch energische Zerreißung und Auspressung derselben mittels eines mehrhundertfachen Atmosphären-drucks gewonnen ist und eine klare, vollkommen zellenfreie Flüssigkeit darstellt, alkoholische Gährung hervorzurufen im Stande ist, d. h. gährungsfähigen Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu spalten. Bringt man z. B. etwas Trauben- oder Rohrzucker in solche Flüssigkeit bei dreißig Grad Temperatur, so beginnt alsbald die Kohlensäure-Entwicklung als Folge der eingeleiteten Gährung. Daß der ausgepreßte Saft wirklich gänzlich zellenfrei ist, wurde noch dadurch besonders gesichert, daß der Saft durch ein Kieselgurfilter geschickt wurde, welches alle körperlichen Bestandtheile zurückhält. Also nicht die lebende, organisierte Zelle ist der Träger und Erreger der Gährungswirkung, sondern sie geht von einer im Zellast gelösten Substanz aus. Die Quelle ihrer Bildung ist ohne Zweifel das Protoplasma der Zelle, aber sie ist in ihrer Wirkung von demselben unabhängig. Die Entdecker haben sie mit dem Namen „Zymase“ belegt. Setzt man eine einprozentige Lösung von arseniksaurem Natrium zu den Hefezellen, so hebt man dadurch ihre gährungserregende Wirkung auf; diejenige des Hefepresssaftes läßt den Zusatz unverändert bestehen. Die lebende Zelle bewirkt also nicht die Gährung.

Die „Zymase“ ist nicht etwa nur verflüssigte lebende Zellenmasse, sondern sie ist ein gelöstes Zellenprodukt von eiweißartiger Natur, dessen aktive Wirksamkeit beim Aufbewahren sehr bald ganz spontan schwindet, ohne daß physikalische oder chemische Veränderungen der Flüssigkeit eintreten. Auch in der Kälte aufbewahrt, verliert frischer Hefepresssaft sehr bald seine Wirkung, er behält sie dagegen unbeschränkt, sobald ihm etwas Rohrzucker zugefügt wird, so daß die Gährungsfähigkeit gewissermaßen ständig unterhalten wird — eine noch sehr räthselhafte Erscheinung. Offenbar bewirken die Hefezellen die Gährung nur vermittelt der „Zymase“ und zwar entweder innerhalb der Zellmembranen oder, was wahrscheinlicher ist, indem die „Zymase“ von den lebenden Zellen abgeschieden wird und der Gährungsvorgang dann unmittelbar an der Peripherie der Zellen erfolgt. Die Gährung scheidet also als eine Funktion der lebenden Zellen fortan aus.

An die organisierte Zellstruktur sind überhaupt nur noch die Aufnahme und Zerlegung der Nahrungstoffe und das Wachsthum (Zelltheilung) gebunden. Dagegen kommt die Immunisirung und Heilung, wie sie in der neuesten bei den Infektions- und Krankheiten durch die Serumtherapie erstrebt, theilweise auch schon erreicht werden, nur vermittelt gelöster Substanzen, die als Zellprodukte anzusprechen sind, zu stande. Professor Buchner konnte auch aus Massenkulturen des Tuberkelbazillus, des Bacillus pyocyaneus und des Cholera-bazillus einen Presssaft gewinnen, welcher vollkommen bazillenfrei ist. Dieser Saft ist offenbar das gelöste spezifische Produkt der Bakterienzellen, durch welches sie wirksam werden. Damit stimmt überein, daß z. B. das Gift der Tetanus- (Wundstarrkrampf) und der Diphtheriebazillen bereits früher als eine lösliche Substanz erkannt worden ist.

Aus dem Thierleben.

— Von Thieren, die bei Pflanzen Schutz suchen, erzählt Kurt Grotte in „Hamb. Korr.“: In Texas giebt es zwei Bienenarten (Melissodes pygmaeus und Coelioxys texanus), die in der Nacht auf dornigen Büschen oder Bäumen schlafen. Es sind die äußersten dünnen Zweige und besonders die starken Dornen, auf denen die Bienen ihr Nachtlager aufschlagen. Sie umfassen mit ihren Gliedmaßen die Zweige oder Dornen und klammern sich so an ihnen fest. Offenbar verbinden die Insekten auf diese Weise das Angenehme mit dem Nützlichen. Sie halten auf den Büschen nicht nur ihre Nachtruhe ab, sondern finden hier zugleich einen sicheren Schutz gegen ihre Feinde, wahrscheinlich besonders Vögel, welche diese Sträucher ihrer Dornen wegen meiden. Es wurden oft 50—60 solcher schlafenden Bienen an einem einzigen Busche oder kleinen Baume gefunden, und der Anblick dieser „Schlafbäume“ soll ein äußerst seltsamer sein.

Physikalisches.

— St. Elmsfeuer. Die Bamberger Sternwarte theilt folgendes mit: Am Abend des 18. März und in weit schwächerem Maß auch am 19. zeigte sich vor und nach dem Gewitter eine wegen ihrer Seltenheit besonders interessante Erscheinung, nämlich St. Elmsfeuer an den Thurmspitzen der oberen Pfarrkirche und der Michaelsberger Kirche. Von halb 7 Uhr bis 11 Uhr erglänzten am 18. in kurzen, rasch und unregelmäßig aufeinander folgenden Zwischenräumen diese Thurmspitzen in elektrischem Lichte, besonders der als Windfahne dienende vergoldete Engel mit der Postkorn auf der oberen Pfarrkirche und zwar am lebhaftesten bei dem klaren Himmel nach Eintritt der Dämmerung, als tief im Nordwesten und Norden das Wetterleuchten und Blitzen aufstieg. Das elektrische Erglänzen übertraf an Helligkeit weit das auf der Vergoldung der Thurmspitze sich spiegelnde Vollmondlucht. Am Abend des 19. leuchtete vor Mondausgang der vergoldete Engel der oberen Pfarrkirche aus der vollsten Dunkelheit der Umgebung bald stärker, bald schwächer heraus, zu der gleichen Zeit, als tief im Nordost die ersten Blitze sichtbar wurden. Das St. Elmsfeuer entsteht bei erhabenen spitzigen Gegenständen (Thürmen und Schiffsmasten) durch langsame Aus-

strahlung stark gespannter Elektrizität, die in der Erdoberfläche durch Induktion von tiefgehenden Gewitterwolken erzeugt wird. Wahrscheinlich sind bei den beiden genannten Kirchen die Blitzableiter nicht in guter Leitung mit der Erde verbunden. Die anderen Thürme zeigen die Erscheinung nicht.

Humoristisches.

— o — Aufrichtig. Während des Krieges gegen Dänemark war der Beherrscher eines kleineren deutschen Staates Inhaber eines preussischen Regiments. Als nun der Krieg siegreich beendet war, wollte unser Landesvater auch etwas für die Tapferen thun. Er stiftete ein goldenes Verdienstkreuz und verlieh es verschiedenen Offizieren und Soldaten seines i. e. desjenigen Regiments, dessen Inhaber er war. Das Kreuz wurde den betreffenden mit der Post zugesandt. Auf dem Päckchen stand vermerkt: „Zuliegend ein x'sches goldenes Verdienstkreuz. Werth: Fünf- und zwanzig Silbergrößen.“

— So ziemlich dasselbe. Wachtmeister (zum Sergeanten, der einen Einjährigen ausbildet): „Nun, Sergeant Müller, die schönen Tage sind nun bald vorüber, die schönen Tage von . . . wie sagt man gleich? (zum Einjährigen gewendet): Nun, Sie Einjähriger, das müssen doch Sie wissen!“ — Einjähriger: „Herr Wachtmeister meinen wohl „die schönen Tage von Kranzjez“?“ — Wachtmeister: „Ja, ja! Ganz richtig! Die schönen Tage von Kranzjez! . . . Ich verwechsle nämlich immer drei Sachen: Die schönen Tage von Kranzjez, den Postillon von Longjumeau und den schiefen Thurm von Pisa!“

Vermischtes vom Tage.

— Das technische Studium ist in Deutschland in außerordentlicher Zunahme begriffen. Im Winterhalbjahr 1896/97 zählte man 7727 Studirende; vor zehn Jahren betrug die Zahl noch nicht den dritten Theil, vor fünf Jahren kaum 4900.

— Farbenblindheit der Seelente. Die im Jahre 1896 auf den Navigationschulen und Seemannsamtern des Deutschen Reiches vorgenommenen amtlichen Untersuchungen von Seelenten auf Farbenblindheit haben folgendes Resultat ergeben: Auf 20 Navigationschulen, 18 Seemannsamtern und 2 sonstigen Untersuchungsstellen wurden insgesammt untersucht 900 Seelente. Von diesen erwiesen sich als nichtfarbenblind 882, als farbenblind 13 und als unvollständig farbenblind (grünblind) 5. Das Procentverhältniß stellt sich demnach folgendermaßen: Nichtfarbenblind waren 98 pCt., farbenblind 1,44 pCt., unvollständig farbenblind 0,56 pCt.

— In Bonn verwundete ein Zuschauer seine frühere Braut und deren Vater mit Revolverkugeln.

— Aus Regensburg hat ein Domvikar Reißhaus genommen. Ist in einem öffentlichen Lokal, als er mit einer Wittve zusammen war, unangenehm gestört worden. Der Herr saß im ordinariatslichen Ehegericht.

— In Sellenrup bei Bärlopp (Schleswig) ist ein 71 jähriger Mann gestorben, der siebzehn Jahre hindurch mittels eines Gummischlauches durch den geöffneten Magen künstlich ernährt wurde.

— Ein Sammrath wird laut Annonce von sämmtlichen Herren Riedesel Freiherrn zu Eisenhart gesucht. Dieser Herr „Sammrath“ soll das Gesamtvermögen aller Riedesel verwalten.

— In der Garnisonstadt Dieuze (Lothringen) kam es, wie der „Frankf. Ztg.“ gemeldet wird, an den Jubiläumstagen zwischen bayerischen Chevaurlegers und Infanteristen vom Regiment Nr. 136 zu heftigen Streitigkeiten, bei denen es blutige Köpfe absetzte. Die Offiziere, die das Handgemenge zu beendigen suchten, sollen dabei nicht sehr schonungsvoll behandelt worden sein. — Ein anderes Blatt spricht von 16 Verwundeten.

— Raubaix, 27. März. An der belgischen Grenze kam es zwischen Schmutzglern und Zollbeamten zu einem regelrechten Kampfe, in welchem drei Schmuggler getödtet und einer schwer verletzt wurde. Den Zollbeamten fiel eine große Menge Tabak und Zigarren in die Hände, welche nach Frankreich eingeschmuggelt werden sollten.

— Französische Schriftsteller als Pflanzenkennner. George Sand hat das Chrysanthemum mit blauen Blüten erfunden, Victor Hugo den bengalischen Rosenstock ohne Dornen erdacht, Balzac die kletternde Azalee entdeckt, Jules Janin die blaue Nelke gesehen, Frau von Genlis die grüne Rose; Bala kennt eine duftende Kamelie und Alexandre Dumas eine schwarze Tulpe.

— Nansen will gegenwärtig in Paris. Die geographische Gesellschaft veranstaltete ihm zu Ehren einen feierlichen Empfang, an dem sich der Ministerpräsident und der Unterrichts- und der Kolonialminister beteiligten. Nach einem Vortrage wurde Nansen die große goldene Medaille der geographischen Gesellschaft überreicht.

— Malta, 24. März. Während der englische Kreuzer „Thesens“ gestern außerhalb des Hafens Uebungen mit Torpedos vornahm, explodirte einer derselben, als er auf eine Barasse heruntergelassen wurde. Dreißig Mann wurden verletzt, darunter zwei schwer, da ihnen die Beine weggerissen wurden. Einer dieser schwer Verletzten ist bereits seinen Wunden erlegen. Einem Matrosen wurden seine Kleider vollständig weggerissen, während er selbst keinen Schaden erlitt.